

Identität

Ich mag sie gern, die kleinen Erzählungen, die der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber aus der chassidischen Überlieferung des Judentums gesammelt hat. Im Gewand einer tief-mystisch empfundenen, aber ebenso herzlich erdverbundenen Frömmigkeit spiegeln sie sehr menschliche Verhaltensweisen wider; und das noch gewürzt mit einer kräftigen Prise Humor. Heutige Leser werden sich leicht in ihnen wieder finden können und ich vermute, sie werden es gern annehmen, wenn ihnen so mit liebevollem Schmunzeln ein Spiegel vorgehalten wird. Zum Beispiel in der folgenden Geschichte:

„Rabbi Chanoch erzählte“: Es gab einmal einen Menschen, der war so törricht, dass es ihm am Morgen beim Aufstehen immer schwer fiel, „seine Kleider zusammensuchen, dass er am Abend, daran denkend, oft Scheu trug, schlafen zu gehen. Eines Abends fasste er sich schließlich ein Herz, nahm Zettel und Stift zur Hand und verzeichnete beim Auskleiden, wo er jedes Stück hinlegte. Am Morgen zog er wohlgemut den Zettel hervor und las: ‚Die Mütze‘ – hier war sie, er setzte sie auf, ‚Die Hosen‘, da lagen sie, er fuhr hinein, und so fort, bis er alles anhatte. ‚Ja aber, wo bin ich denn?‘ fragte er sich nun ganz bang, ‚wo bin ich geblieben?‘ Umsonst suchte und suchte er, er konnte sich nicht finden. – So geht es uns“, sagte der Rabbi.¹

Da ist also ein Mensch auf der Suche nach sich selbst – nach seiner *Identität*, können wir auch sagen, und er kann sie nicht finden. „Kein Wunder!“ möchten wir ihm zurufen. „So lange du nur in deinen Klamotten herumsuchst, wirst du deine Identität nicht finden. Da müsstest du schon ein bisschen tiefer suchen, bei dir selbst, und nicht unter deinen Klamotten. Diese wirst du wechseln, deine Identität aber kann nicht heute so und morgen anders aussehen.“ Immerhin hängt das Wort „Identität“ mit dem lateinischen Wort für „dasselbe“ zusammen, also mit etwas, was sich gerade nicht ständig ändert.

Nun sieht es so aus, dass nicht nur jener törrichte Mann aus der Erzählung nach sich selbst und seiner Identität sucht und fragt: „Wo bin ich denn geblieben?“ Die Erzählung endete ja mit den Worten des Rabbi: „So geht es *uns*.“ Viele Menschen sind sich heute ihrer Identität nicht mehr so sicher und sie fragen sich: Wer bin ich eigentlich? Bin ich heute noch derselbe wie gestern? Ich kann das gut verstehen. Viele Menschen haben ihren angestammten Wurzelboden verloren, viele mussten ihre Heimat verlassen wie die Millionen Flüchtlinge in so vielen Teilen der Welt, und mit ihrer Heimat ist ihnen oft genug auch ein Stück ihrer selbst abhanden gekommen. Sich in einer neuen, ungewohnten Umgebung einzuwurzeln, ist ihnen aber noch nicht gelungen; oft wird ihnen das auch wahrlich nicht leicht gemacht. Auch die Emigranten, die z.B. vor der Nazi-Herrschaft aus Deutschland geflohen oder von ihr ausgewiesen worden sind, wussten ein Lied davon zu singen; sie sind längst nicht immer bereitwillig, mit offenen Armen aufgenommen worden. Viele haben lange gebraucht, bis sie sich in einem fremden Land einigermaßen heimisch fühlten. Und es sind nicht nur die Flüchtlinge und die Emigranten. Viele Menschen fühlen sich heute von so vielen Einflüssen hin

¹ Nach: Die Erzählungen der Chassidim. Manesse Bibliothek der Weltliteratur, Zürich 1949, 837.

und her gerissen, dass sie manchmal nicht mehr wissen, wo sie hin gehören. Das kann dann sogar dazu führen, dass sie als „nützliche Idioten“, wie man das manchmal nennt, für Interessen missbraucht werden, die gar nicht die ihren sind; dann steht ihre Identität auf dem Spiel. Schade eigentlich, dass manche Leute sich viel zu schnell fremd bestimmen lassen; sie wirken dann merkwürdig farblos und erwecken den Eindruck, austauschbar und ersetzbar zu sein. Da geht etwas von der wunderbaren bunten Vielfalt der Menschen verloren.

Hören Sie bitte jetzt und nachher auch an anderen Stellen dieser Morgenfeier Stücke aus der jüdischen Volksmusik.

[Musik I: Branas Hassene, Dave Tarras Trio. CD: Jewish Songs. Traditionals (1811-1850), The Intense Media, mcps, LC 12281, CD 1, Spur 11; 2,36 Min.]

Es ist erstaunlich, wie schon die kleinsten Kinder ihre Identität haben – und zeigen. Manche strahlen einen mit leuchtenden Augen an, als gehörte man schon längst zu den alten Bekannten; andere bleiben völlig unbeeindruckt von dem neuen Gesicht, das da an ihrem Bettchen auftaucht. Die einen tun mit Nachdruck kund, dass sie Hunger und Durst haben, die anderen üben sich in Geduld. Kleine Persönlichkeiten mit ausgeprägtem Charakter, eben mit ihrer je eigenen Identität. Deshalb bekommen sie ja auch ihren Namen, als wollten sie von Anfang an klar stellen: Das bin ich.

So erzählt es auch die Bibel, gleich auf der ersten Seite. Gott erschafft den Menschen – und das ist zugleich sein Name; denn das hebräische *adam*, das für uns zu einem Vornamen geworden ist, heißt nichts anderes als „Mensch“ (vgl. Gen 2,7). Und wenn Gott diesem *adam* die Frau zuführt, die er für ihn geschaffen hat, gibt *adam* auch ihr einen Namen: „*Eva, Leben*, denn sie wurde die Mutter aller Lebendigen“, heißt es da (Gen 3,20). Was so die Bibel von den ersten Anfängen erzählt, gilt für alle Menschen: Gott will, dass Menschen ihre Namen haben; damit werden sie persönlich ansprechbar und können antworten. Und das nicht nur untereinander, sondern auch ihrem Schöpfer gegenüber, so wie Adam und Eva im Paradiesgarten mit Gott im Gespräch sind. Freilich muss die Bibel gleich darauf auch erzählen, wie dieses ursprüngliche Einverständnis verloren gegangen ist: Menschen können – leider – nicht nur angesprochen werden und antworten, sie können auch einander beschimpfen und sie können – das ist vielleicht noch schlimmer – das Gespräch verweigern und verstummen. Ist es nur ein Zufall, wenn Leute sich bei einer bösen Auseinandersetzung in der Regel nicht mehr mit dem eigentlichen Namen anreden? Dann treten Namen von Tieren an deren Stelle – Sie ersparen mir bitte Beispiele –, aber damit ist die Ebene des Menschlichen im Grunde bereits verlassen.

Gott aber bleibt dabei: Er ruft die Menschen beim Namen und verleiht ihnen so ihre Identität. Christen glauben: Gott kennt jede Einzelne und jeden Einzelnen der fast siebeneinhalb Milliarden Menschen auf der Erde und er weiß um sie. Das auserwählte Gottesvolk Israel steht noch einmal in einer besonderen Beziehung zu seinem Gott. So kann ein Prophet, ausgerechnet in der bitteren Zeit der Babylonischen Gefangenschaft, Gott zu seinem Volk sprechen lassen:

„Fürchte dich nicht, denn ... ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir! Wenn du durchs Wasser schreitest, bin ich bei dir, wenn durch Ströme,

dann reißen sie dich nicht fort. Wenn du durchs Feuer gehst, wirst du nicht versengt, keine Flamme wird dich verbrennen. Denn ich, der HERR, bin dein Gott, ich, der Heilige Israels, bin dein Retter.“ (Jes 43,1-3)

Dass Gott sein Volk – oder wen sonst auch immer – beim Namen ruft, macht dessen Identität aus. Freilich, das Gottesvolk ist oft genug die gemäße Antwort schuldig geblieben; wir können auch sagen: Es hat seine Identität verraten; das neue Gottesvolk, die Kirche, kaum anders. Tragik der Geschichte! Der Säugling in seinem Bettchen weiß es besser: Er lacht mit seinen strahlenden Augen zurück, wenn man ihn bei seinem Namen ruft. Das ist seine, noch ganz unverdorbene Identität.

[Musik II: Omorfoula. CD: Sephardic Romances. Traditional Jewish Music from Spain, gespielt vom Ensemble Accentus unter der Leitung von Thomas Wimmer. Naxos Alte Musik, LC 5537; Spur 8; 2,23 Min.]

Wir Menschen und unsere Identität: Ein weites Feld! Sie ist uns angeboren; denn jeder Mensch ist von Anfang an eine bestimmte Persönlichkeit. Aber sie ist damit nicht einfach fertig, sie muss entfaltet, ausgebildet werden, und das ein ganzes Leben lang.

Nun könnte man meinen: Ich bin ich, das macht meine Identität aus. Also ist es *meine* Pflicht und Schuldigkeit, sie zu entwickeln. Das ist zweifellos richtig. Aber ich lebe ja nicht in einem luftleeren Raum, ich lebe mit anderen Menschen zusammen. Manche stehen mir nahe, andere sind mir weniger verbunden; die einen haben einen geringen, andere einen größeren Einfluss auf mich und meine Entwicklung; sie alle bilden das Umfeld, in dem sich meine Identität entfaltet. Wie kann das aussehen?

Wir haben schon zu Anfang von Martin Buber gehört. Ich möchte jetzt noch einmal auf ihn zurückkommen und – nicht zuletzt mit seinen eigenen Worten – überlegen, *wie* sich denn unsere Identität entfaltet. Buber hat immer wieder darauf hingewiesen, dass sich ein einzelner Mensch immer nur an seinen Mitmenschen, an seinem Gegenüber entwickeln kann. „Ich und Du“, heißt eines seiner wichtigen Werke; ein anderes trägt den Titel „Zwiesprache“. Da fallen dann Sätze wie: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“² oder: „Der Mensch wird am *Du* zum Ich“³. An einem Beispiel zeigt Buber, dass eine Begegnung nur gelingen kann, wenn wirklich nur der oder das andere gemeint ist, ohne jede Selbstgefälligkeit, selbst einem Tier gegenüber:

„Elfjährig, auf dem Gut meiner Großeltern den Sommer verbringend, pflegte ich mich, so oft ich es unbeobachtet tun konnte, in den Stall zu schleichen und meinem Liebling, einem breiten Apfelschimmel, den Nacken zu krauen. ... Der Schimmel hob ... sehr gelind den massigen Kopf, an dem sich die Ohren noch besonders regten, dann schnob er leise, wie ein Verschworener seinem Mitverschworenen ein ... Signal gibt, und ich war bestätigt. Einmal aber – ich weiß nicht, was den Knaben anwandelte, jedenfalls war es kindlich genug – fiel mir über dem Streicheln ein, was für einen Spaß es *mir* doch mache, und ich fühlte plötzlich *meine Hand*. Das Spiel ging weiter wie sonst, aber etwas hatte sich verändert. Und als ich tags darauf ... meinem

² Das dialogische Prinzip. Ich und Du, und andere, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1965, 15.

³ Ebd., 32. – Hervorhebung: A.M.

Freund den Nacken kraute, hob er den Kopf nicht. ... Damals schien ich mir verurteilt.“⁴

Begegnung, Dialog setzen also voraus, dass die, die da miteinander zu tun haben, ganz bei der Sache sind, dass sie sich ungeteilt einander zuwenden und dass sich nichts Fremdes einmisch. Mit anderen Worten: Sie müssen ganz mit sich identisch sein. Dann kann ein Dialog gelingen.

[Musik III: Kavaldulka. CD wie oben unter II; Spur 12; 2,01 Min.]

Am heutigen Sonntag wird in den katholischen Kirchen das Evangelium von der Verklärung Jesu verkündigt; wir könnten auch sagen: Das Evangelium von seiner verborgenen Identität. Auf den ersten Blick und nach außen hin erscheint Jesus als ein ganz normaler Mensch, ein Rabbi, der, wie andere auch, durch das Land wandert und lehrt. Freilich haben die Menschen damals gespürt, dass an ihm selbst und an seiner Lehre etwas ungewohnt Neues war. „Er lehrt mit Vollmacht“, sagen sie. Aber gerade wegen dieser Lehre war Jesus mit den Autoritäten des Landes in einen unauflöselichen Konflikt geraten. Und nun ist er auf dem Weg nach Jerusalem. Er weiß, dass er dort ermordet werden wird, und seine Jünger ahnen, was auf sie zukommt. Aber mitten auf dem Weg, auf einem der heiligen Berge Israels, auf dem Tabor, bricht etwas von seiner tiefsten Identität aus ihm heraus. Göttlicher Glanz umstrahlt ihn, die Stimme vom Himmel bezeugt ihn als den Gottessohn: „Dieser ist mein geliebter Sohn; auf ihn sollt ihr hören“ (Mk 9,7). Da weiß er endgültig, dass sein entsetzlicher Tod am Kreuz nicht das Letzte sein kann, und seine Jünger wissen es jetzt auch; am Pfingsttag wird die Gabe des Heiligen Geistes sie verwandeln, dann werden sie aufbrechen und in der ganzen Welt die Frohe Botschaft verkünden. So offenbart sich auf dem Tabor nicht nur die wahre Identität Jesu, sondern auch die neue Identität seiner Jünger: Die Fischer vom See Genesaret werden zu Zeugen des Gottessohnes.

Kehren wir noch einmal zu einer der chassidischen Erzählungen zurück, wie sie Martin Buber gesammelt hat:

Vor seinem Ende sprach Rabbi Sussja: „In der kommenden Welt wird man mich nicht fragen: ‚Warum bist du nicht Mose gewesen?‘ Man wird mich fragen: ‚Warum bist du nicht Sussja gewesen?‘“⁵

Für uns heute: Gott wird uns einmal nicht fragen: Warum bist du nicht Bundeskanzlerin oder Bundespräsident gewesen; er wird uns einmal fragen: Warum bist du nicht du gewesen, mit deiner unverwechselbaren Identität? Aber sei getrost! Und bleib auf dem Weg! Du kannst – und sollst – es immer mehr werden, gerade jetzt in der Fastenzeit. Diese Zeit vor Ostern will ja nicht zuletzt eine Zeit sein, in der es mir immer klarer wird, wer ich bin und was meine Identität ausmacht.

[Musik IV: Si verias. CD wie oben unter II; Spur 6; 6,58 Min. (Zum Ende der Sendezeit bitte ausblenden!)]

⁴ Ebd., 171-173. – Hervorhebungen: A.M.

⁵ Erzählungen der Chassidim, 394.